What's left? Von der Desorientierung zur selbstreflexiven Standortbestimmung linker Gesellschaftskritik

Franz Schultheis

Mit dem Niedergang des so genannten ‚real existierenden Sozialismus‘ scheint für viele Gesellschaftstheoretiker und Zeitdiagnostiker auch das Ende sozialistischer Utopien schlechthin gekommen. Angesichts des fulminanten Sieges des Kapitalismus und der besitzindividualistischen Weltsicht über die sich zum Sozialismus bekennenden Regime und deren kollektive Gesellschaftsentwürfe geriet auch die linke Gesellschaftskritik westlicher Prägung in die Krise. Ihr Vokabular erschien mehr und mehr von der Geschichte überholt, Begriffe wie ‚Klasse‘ oder ‚Ausbeutung‘, ‚Entfremdung‘ oder ‚Herrschaft‘ wirkten mehr und mehr hohl und verbraucht, ihre Zeit abgelaufen und somit gut für die Vitrinen historischer Museen. Es ist bestimmt nicht übertrieben, hier von einer Identitäts- und Orientierungskrise der zeitgenössischen kritischen Gesellschaftsanalyse zu sprechen, die sich oben-drein den Vorwurf machen lassen und selber machen muss, von den sich anbahnenden weltgeschichtlichen Erschütterungen nichts gespürt, geschweige denn vorausgesehen zu haben. Schlechte Noten für kritische Dauerbeobachtung und Diagnostik gesellschaftlichen Wandels, ‚ungenügend‘ aber nicht zuletzt für die Fähigkeit, den dann doch konstatierten Wandel auf überzeugende Weise theoretisch einzufangen und verstehend nachvollziehbar zu machen.

Dass die kritische Sozialwissenschaft nur dann und dadurch aus dieser Krise herausfinden kann, dass sie sich selbst als Teil dieser historischen Dynamik und der sie auszeichnenden Radikalisierung des Projektes der Moderne begreift, sich selbst also reflexiv gewendet zum ‚Problem‘ macht und auf ihren Beitrag zum Prozess der Rationalisierung und Modernisierung befragt, ist mittlerweile allgemein anerkannt, jedoch in der Regel nur auf der Ebene essayistischer Zeitdiagnostik und einer theorielastigen Selbstbespiegelung, während es doch eigentlich darauf angekommen wäre, den relativen Anteil sozialwissenschaftlicher Repräsentationsarbeit an dieser historischen Dynamik empirisch aufzuzeigen und in ihrer Prägekraft für den vermeintlich nur von einer objektiven Beobachterposition aus registrierten Wandel plausibel nachzuzeichnen.

Zunächst gehört einmal hierzu anzuerkennen, dass die Krise der linken Gesellschaftskritik zu einem guten Teil ‚hausgemacht‘ war und mit der mangelnden theoretischen Verknüpfung grundlegender sozialstrukturellen Transformationen fortgeschrittener Industriegesellschaften einherging, die sich bereits ab den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts ankündigten.

Gesellschaftskritik im Namen von?

Im Zentrum dieses Wandels stand und steht eine zunehmend ‚schleierhafte‘ Gestalt: der Arbeiter. Bis in die siebziger Jahre war er noch eine zentrale Kategorie aller politischen und

wissenschaftlichen Repräsentationen der sozialen Wirklichkeit und Lieblingskind sozialwissenschaftlicher Studien und Publikationen beiderseits der Mauer. Bis in die 1970er Jahre noch widmete ihm auch die kritische Soziologie eine Vielzahl von Monografien, die, wenn man sie heute in die Hand nimmt, überraschend fremd und fern wirken und uns gleichsam sozialhistorische Eindrücke aus einer anderen Epoche und aus einer anderen Welt liefern, einer Welt, die genauso verschwunden scheint wie die alte DDR. Dabei gibt es sie durchaus noch, die Welt des Arbeiters, und ihn selbst gibt es auch noch, denn immerhin gehören der Kategorie ‚Arbeiter‘, einer ja arbeits- und sozialversicherungsrechtlich ‚geschützten‘ Kategorie, noch einige Millionen Mitbürger an. Es handelt sich demnach keineswegs um eine zu vernachlässigende Randgruppe, auch wenn sie tatsächlich massiv an gesellschaftlicher Sichtbarkeit und Kohärenz, Aufmerksamkeit und Anerkennung verloren zu haben scheint.

Der Verlust an Sichtbarkeit des Arbeiters im deutschen Alltag, zum Beispiel in Gestalt seiner einstmals markanten, heute aber zur historischen Reminiszenz geratenen Attribute wie Blaumann oder Arbeitskittel, Arbeitersiedlung oder Arbeiterkneipe, 1.-Mai-Demonstrationen und lautstarke Arbeitsstreiks etc., kann geradezu als Spiegel der grundlegenden Ambivalenzen und Widersprüche unserer deutschen Gegenwartsgesellschaft dienen. In ihm drückt sich einerseits die für Nachkriegsdeutschland so kennzeichnende Vorstellung einer nivellierten Mittelstandsgesellschaft aus, einer einerseits zwar von deutlichen sozioökonomischen Unterschieden geprägten, sich andererseits aber als ‚klassenlos‘ gebärdenden ‚Gemeinschaft‘.

Trotz unterschiedlichster Strategien der kollektiven Verdrängung des Arbeiterstatus – man denke zum Beispiel an die bei Daimler-Benz gepflegte Umwidmung der Stellungen im Beruf von einfachen Arbeitern zu geadelten Angestellten – ist eine beachtliche Zahl von Vertretern dieser arbeitsrechtlichen Kategorie weiterhin unter uns. Der Abbau ihrer berufsständischen Attribute und Insignien sowie das wachsende Desinteresse am Los dieser ‚traditionslosen‘ bzw. entwurzelten und politisch verwaisten Kategorie gingen einher mit einer deutlichen Schwächung ihres sozial- und arbeitsrechtlich geschützten Status, der mühsam erkämpften historischen Errungenschaft jahrzehntelanger Kämpfe um Anerkennung, eine Entwicklung, die in seltsamem Widerspruch zu einem zentralen Mythos der deutschen Nachkriegsgesellschaft steht.

Nivellierte Mittelstandsgesellschaft?

Seit den achtziger Jahren gehört es zu den Gemeinplätzen sozialwissenschaftlicher Diskurse, dass unsere fortgeschrittenen Industriegesellschaften alle ihre sozialen Kategorien am Wohlstand und Wohlergehen teilhaben lassen, den durchschnittlichen Lebensstandard quasi wie von einer unsichtbaren Hand orchestriert um ein oder zwei Stockwerke nach oben angehoben haben und hierbei soziale Ungleichheiten und klassen- bzw. schichtspezifische Zugehörigkeiten an Sichtbarkeit und Prägekräft, ja auch an Plausibilität für die Wahrnehmung gesellschaftlicher Wirklichkeit rasch, tief greifend und bleibend verloren hätten. Dieser Prozess einer Nivellierung bzw. Entstrukturierung der gesellschaftlichen Welt wäre dann sozusagen die soziohistorische Hintergrundsfolie, auf der sich das Verschwinden des

traditionellen Arbeiters aus dem Bild der gesellschaftlichen Alltagswelt plausibel ableiten ließe.

Doch dies ist bestenfalls die eine Hälfte einer schon längst verblassten gesellschaftlichen Wirklichkeit. Wenn das Bild einer nivellierten, individualisierten und entstrukturierten Gesellschaft von friedlich koexistierenden Milieus und Lebensstilen in einer Konsum- und Erlebnisgesellschaft im goldenen Zeitalter des Wirtschaftswunders noch eine gewisse Attraktivität beanspruchen konnte, so hat es angesichts der seit den achtziger Jahren einsetzenden komplexen und oft widersprüchlichen soziohistorischen Transformationen längst seine Plausibilität eingebüßt, ja verkehrt sich geradezu ins Gegenteil eines Hinunterfahrens der materiellen Existenzbedingungen und Zugangschancen zu gesellschaftlichen Gütern aller Art für breite Fraktionen der Mittel- und Unterschichten. Dieser Prozess ist dabei Quelle von umso leidvollerer Erfahrungen und Enttäuschungen, als die Kinder der Wirtschaftswunder-Generation mit Versprechen auf den Lebensweg geschickt wurden, die sich weitgehend als leer erweisen sollten.

Mit der auf die in den sechziger Jahren auserufene Bildungskrise folgenden Bildungsexplosion wurden höhere Bildungsabschlüsse und deren Verheißungen für eine solide berufliche Zukunft auch fester Bestandteil familialer Reproduktions- und Aufstiegsstrategien der Unter- und Mittelschichten. Die Verheißungen eines demokratischeren und egalitäreren Zugangs zu Bildungsgütern sollten sich zwar zu einem guten Teil als Illusion entpuppen und die Beharrungskraft sozialer Schließungen und Ausschlüssen der bürgerlichen Gesellschaft sich trotz formal gleicher Bildungschancen auf subtilere, aber kaum weniger effiziente Weise wiederherstellen, dennoch schlug sich die deutlich höhere Bildungsbeteiligung der Kinder aus bis dahin weitgehend von diesen Segnungen ausgeschlossenen Mittel- und Unterschichten in sehr tief gehenden Verschiebungen von Erwartungshorizonten, Anspruchsniveaus und biografischen Entwürfen nieder. Selbstverwirklichung, berufliche Karriere, Streben nach einem höheren Lebensstandard und Konsumniveau und andere Standards unserer fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften verallgemeinerten sich und wurden zur normativen Erwartung an das, was dem Individuum als soziales Teilhaberecht zustünde bzw. ihm sogar als eine Art individuell zu realisierende Sollvorstellung vorgegeben schien.

Bedenkt man aber, dass die Kinder aus gesellschaftlichen Unterschichten betreffs ihrer materiellen Möglichkeitsbedingungen hinsichtlich der Realisierung solcher universalistisch daherkommender Zielvorstellungen deutlich gehandikapt ins Rennen gingen und selbst wenn sie über Bildungstitel verfügten, diese Titel (Diplome) bei weitem nicht so effizient in ‚Stellen‘ (Einkommen und Prestige) umzumünzen wussten wie ihre Konkurrenten mit besseren sozialen Startpositionen, so sieht man schnell, dass die ‚Illusion der Chancengleichheit‘ zu einer doppelten Quelle sozialer Frustrationen und Leiden werden musste. Einerseits schlägt sie sich nicht ohne Grund in einem Unbehagen nieder, sozusagen mit ‚Spielgeld‘ bezahlt worden zu sein und seine Schulabschlüsse nicht wie erwartet auf dem Arbeitsmarkt in adäquate berufliche Positionen eintauschen zu können, da infolge der Bildungsexplosion eben auch eine massive Inflation des Wertes von Bildungstiteln stattgefunden hat. Andererseits, und nicht weniger folgenreich, findet ein hiermit einhergehender Prozess der Abwertung, wenn nicht Stigmatisierung der klassischen manuellen Tätigkeitsprofile und des Arbeiterstatus statt. Wer will denn noch einen Blaumann tragen, wenn alles Glück der gesellschaftlichen Welt, das heißt gutes Einkommen, angenehme Arbeitsbedingungen und soziale

Anerkennung, aufs Engste mit der weißen Kragenlinie einherzugehen scheint? Die Kinder aus Familien der Arbeiterklasse der siebziger Jahre sind heute deutlich besser mit schulischem Kapital ausgestattet als ihre Eltern, aber dieses ist zugleich bei Weitem nicht mehr das wert, was die Elterngeneration in ihm sah, und man kann daher durchaus im Sinne Bourdieus von einer ‚geprellten Generation‘ sprechen.

Trotz höherer Bildung finden sich die Mitglieder dieser geprellten Generation, dreißig Jahre nachdem ihre Eltern dreißig Jahre alt waren, allzu oft in kaum besseren, oft sogar eher schlechteren und vor allem unsichereren sozioökonomischen Situationen und beruflichen Positionen wieder und leiden dabei doppelt an dieser Situation: einerseits an ihrer materiellen Dimension, andererseits an der Diskrepanz zwischen Verheißung und Anspruch hier und dem tatsächlich erreichten Status dort.

Man kann also schlussfolgern, dass das Projekt der Verbürgerlichung der gesellschaftlichen Unterschichten unter den Auspizien des Chancengleichheits-Anspruchs letztendlich bis heute immer aufs Neue an den Antinomien der bürgerlichen Gesellschaften selbst scheitert. Diese Widersprüche wurden und werden dabei sukzessive aufgearbeitet, integriert, dass der moderne Kapitalismus sich als erstaunlich lernfähig erweist und aus der Gesellschaftskritik ein wichtiges Input für die schrittweise Anpassung und Modernisierung seiner Legitimation in Gestalt von Gesellschafts- und Menschenbildern bezieht. Hierbei treten beim ‚neuen Geist des Kapitalismus‘ Soziodizeen (Bourdieu) an die Stelle der traditionellen Theodizeen (Weber). Diese Soziodizeen speisen sich aus zwei unterschiedlichen Diskursstraditionen der Kapitalismuskritik, was sie, wie Boltanski und Chiapello überzeugend belegten, besonders effizient und kritikresistent macht. Somit kommt der linken Gesellschaftskritik nicht nur das revolutionäre Subjekt abhanden, sondern auch ein guter Teil ihrer Plausibilitätsstrukturen.

Reflexiver Kapitalismus

Seit ihrer Geburt im frühen 19. Jahrhundert leistet sich die bürgerliche Gesellschaft den Luxus, die Kritik an sich selbst zu nähren und zu organisieren. Parallel zur Entwicklung der für sie kennzeichnenden utilitaristischen Vernunft und profitorientierten Marktvergesellschaftung entstehen subkulturelle Entwürfe und utopische Gegenwelten, in denen die herrschenden materiellen Werte radikal in Frage gestellt werden. Die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstehende Kritik am Prozess der Modernisierung in seinen zwei zentralen Spielarten, dem Geist des Kapitalismus und der bürokratischen Rationalität, präsentiert sich von Beginn an in zwei unterschiedlichen, aber interdependenten Varianten: einerseits als Sozialkritik (Frühsozialismus und Arbeiterbewegung), andererseits als Künstlerkritik (Bohème und L'art pour l'art). Diese beiden verschwisterten Formen antibürgerlicher Weltanschauung, die sich bis zum heutigen Tag als eine Art subkulturelles Grundthema in unterschiedlichsten soziohistorischen Varianten mit unglaublicher Beharrungskraft behaupten, nehmen je auf andere Art und Weise den Bourgeois als abstoßende Charaktermaske zum Bezugspunkt ihrer Konstruktionen von Gegenwelten, bei denen einmal das Ausbeuterische und Profitorientierte des Homo oeconomicus in solidarischen und egalitären Idealvorstellungen, andererseits sein kalkulierendes und geiziges Krämerseelendasein in Utopien eines zweckfreien Schöpfungstums verkehrt wird. Gemeinsam ist beiden Kritiken an der bür-

gerlichen Existenz, dass sie wesentlich im Innern der bürgerlichen Klasse selbst, insbesondere bei ihrer Jugend, eine Art wahlverwandter Grundbefindlichkeit antreffen und sich hier rekrutieren.

Dieses Janusgesicht des Bürgertums, Bourgeois und Citoyen als Mr. Hyde und Dr. Jekyll, schlug sich historisch in der Koexistenz unterschiedlicher, ja oft geradezu antagonistischer gesellschaftlicher Felder nieder, in denen Individuen wie unter Einsatz ihres Lebens, mit Leib und Seele, ein je spezifisches Spiel spielen, je unterschiedlichen Spieleinsätzen nachlaufen und wie selbstvergessen sich einem besonderen Spielsinn für ein je besonderes Spiel hingeben, ganz so als gäbe es für sie keine Alternativen dazu.

Das Feld der Kunst im engeren und jenes der Kulturproduktion im weiteren Sinne dieser Metapher, scheinen sich seit der Kindheit der bürgerlichen Gesellschaft aus einem Ekel vor der vermassten, nivellierten und geistig verflachenden modernen Arbeitsgesellschaft zu nähren, welcher zunächst hauptsächlich Mitglieder eben dieser Bourgeoisie zu befallen schienen. Mythen von Charisma und Genius der Heroen vergangener Tage können im Zeitalter der „Bildungsdiplommenschen“ (Max Weber) wohl nur noch in der Zweckfreiheit und Reinheit künstlerischen Schöpfungstums bzw. in wahlverwandten Bereichen wie dem wissenschaftlichen Gelehrsamkeit überdauern. Mit der Entstehung klassenmäßig organisierter Hochkulturen ging von Beginn an eine grundlegende Missachtung von Arbeit im Allgemeinen und Lohnarbeit im Besonderen einher, die auch in Zeiten der protestantischen Arbeitsethik des kapitalistischen Geistes weiter wirkt: Noblesse und Vornehmheit sind nach diesem Weltbild mit einem Broterwerb, der das Individuum zum Mittel anderer macht und Notwendigkeiten unterwirft anstatt freier Selbstzweck zu bleiben, nicht zu vereinbaren. Nur eine Form der Aktivität, welche zweckfreies Schöpfungstum voraussetzt und ermöglicht, nämlich die kulturelle Praxis, erscheint als würdig, und folgerichtig entwickeln sich seit dem frühen 19. Jahrhundert Künstler und Kulturschaffende zur Leitfigur der gesellschaftlichen Repräsentation der beruflichen Selbstverwirklichung und der Kritik am Habitus des stumpfen Arbeitnehmers im ehernen Gehäuse bürokratischer Hörigkeit.

Parallel zur Kapital besitzenden Bourgeoisie entwickelte sich eine zweite Klassenfraktion, gekennzeichnet durch die Verfügung über hohes kulturelles Kapital, sei es in inkorporierter Form als Kompetenz, Wissen, Virtuosität und Geschmack, sei es in Gestalt von Diplomen und Titeln als staatlich verbürgten Formen kulturellen und zugleich symbolischen Kapitals. Diese ‚alternative‘ Form bürgerlicher Existenz, sozusagen die ‚linke Hand‘ der Bourgeoisie – um eine Formel Bourdieus zu paraphrasieren – hatte bis in die Nachkriegszeit den Charakter eines gesellschaftlichen Privilegs und ständischen Unterscheidung sowohl gegenüber den arbeitenden Klassen wie auch gegenüber den Geld schöpfenden, einem vulgären Materialismus ergebenden Mitbürgern. Man konnte sich in der Regel eine solche Existenz in einem Reich jenseits der Notwendigkeiten erlauben, weil man von jenen unterhalten wurde oder erbte, die sich in diesen Niederungen des Geschäftslebens tummelten. Man konnte der Zweckfreiheit huldigen, weil man Rentier war, ohne sich selbst die Hände dabei beschmutzen zu müssen. Die Kulturschaffenden gehören demnach traditionellerweise zu den herrschenden Klassen, selbst wenn sie, wie Bourdieu unterstreicht, deren beherrschte Fraktion bilden. Erst mit der Öffnung des höheren Bildungswesens für die Kinder der Mittelschichten und bedingt auch für die der Volksklassen kamen auch diese mit den höheren Dingen in Berührung und damit in den Genuss von symbolischen Werten, die bis dahin nicht zum Spektrum des Möglichen und Erstrebenswerten gehörten. Dies schlug sich in

einem grundlegenden Wandel der Rekrutierungsmuster des Feldes der Kulturproduktion nieder, welches jetzt auch Individuen in seinen Bann schlug, welche sich dieses aufgrund ihres gesellschaftlichen Hintergrunds eigentlich nicht ‚erlauben‘ konnten, das heißt nicht über die entsprechenden familialen Ressourcen und Versorgungsmöglichkeiten verfügten.

Kulturproduktion wurde demokratischer, allgemeiner zugänglich, aber auch ein Bereich hohen doppelten Risikos: Zum einen droht jedem, der bei diesem Spiel mitspielt, die Gefahr, verkannt zu werden und bei der Konkurrenz um knappe symbolische Güter mehr oder minder kläglich zu scheitern. Zum anderen jedoch droht aber all jenen, die dieses Risiko ohne Netz und doppelten Boden einer materiellen Absicherung eingehen, das Risiko einer mehr oder minder dauerhaften prekären Existenz, der man von Zeit zu Zeit und aus bequemer Distanz des Fremdbetrachtens zwar sicherlich noch ein Stück charismatischer Verzauberung („der arme Poet“) abgewinnen kann, die jedoch im konkreten Alltag wenig mit solchen romantischen Verbrämungen gemein haben dürfte.

Das Feld der Kulturproduktion hat sich jedoch nicht allein infolge der Bildungsexplosion der 1960er und 1970er Jahre und eines neuen ‚massenhaften‘ Zulaufes radikal verändert, sondern selbst eine massive Ausweitung erfahren und sich zu einer beachtlichen neuen Industrie mit einem breiten Arbeitsmarkt entwickelt. Unsere fortgeschrittenen Konsumgesellschaften haben nicht zuletzt ‚Kultur‘ selbst zu einem bevorzugten Konsumgut gemacht und unsere Freizeit- und Erlebnisgesellschaft hat sie zu einem privilegierten Tummelfeld für Selbstverwirklicher aller Schattierung stilisiert. Die zunehmende Marktvergesellschaftung des Kulturellen hat sich in einer enormen Verbreiterung des Spektrums hier angesiedelter Berufs- und Tätigkeitsfelder niedergeschlagen, die miteinander in harter Konkurrenz um Legitimation stehen und immer neue Hierarchisierungen und Distinktionsmechanismen hervorbringen. Der nicht abreißende Zustrom an Aspiranten wird hierbei mittels mehr oder weniger grober oder subtiler gesellschaftlicher Schließungs- und Ausschlusslogiken kanalisiert und Individuen in einem klar hierarchisierten Raum kategorisiert und platziert. In diesem Spiel zweckfreier Interessen jenseits materialistischen Eigennutzes geht es keineswegs mit weniger Ellbogen und Fouls zu als in der freien Wildbahn des Homo oeconomicus. Schlimmer noch: Aufgrund der hier vorherrschenden Ideologien der Zweckfreiheit wirken die auf Schritt und Tritt anzutreffenden Phänomene der Macht und Ausbeutung umso brutaler, als sich die Mitspieler gezwungen sehen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und der „kollektiven Heuchelei“ (Marcel Mauss) ihren Tribut zu zollen.

Sozialkritik unter widrigen Umständen

Währenddessen beschäftigte sich die Sozialkritik am Kapitalismus mit anderen Formen gesellschaftlicher Widersprüche und Krisenerfahrungen. Hierbei ging es jedoch nicht primär um das Individuum im Singular und dessen existentielle Infragestellung im Prozess der Modernisierung, sondern vielmehr um gesellschaftliche Kollektive und Strukturen. An die Stelle fundamentaler existenzphilosophischer und kulturwissenschaftlicher Fragen und Deutungen tritt bei dieser Variante der Kritik an Kapitalismus und bürgerlicher Gesellschaft das Element gesellschaftlicher Ungleichheit und Herrschaft und die durch spezifische gesellschaftliche Verhältnisse erzeugten Formen materieller und moralischer Not. Diese sich historisch parallel zur Künstlerkritik herausbildende Sozialkritik nimmt die soziale Frage

der Industriearbeiterschaft zum Ausgangspunkt, setzt nicht das Individuum als anthropologische Konstante und archimedischen Punkt der Kritik an kapitalistischen Verkehrsformen voraus, sondern fragt kritisch nach den – immer gesellschaftlich ungleich verteilten – Möglichkeitsbedingungen von Individualität und identifiziert diese in der Institution des Privateigentums als deren materielle Basis. Individualität erscheint in dieser sozialkritischen Sicht als ‚Privileg‘ der Besitzklassen und für breite Schichten der Bevölkerung als unerreichbares Gut.

Diese beiden Stränge der Gesellschaftskritik in der Moderne scheinen zunächst im historischen Prozess gleichberechtigt zum Zuge zu kommen. Dieser Eindruck greift jedoch zu kurz, denn wie Luc Boltanski und Eve Chiapello (2003) aufzeigen, wird die Entwicklung der kapitalistischen Marktgesellschaft in der Spätmoderne durch eine seltsame Dialektik gekennzeichnet, die beide Formen der Kapitalismuskritik in ein neues Verhältnis zueinander rückt. Es scheint ganz so, als ob die seit dem 19. Jahrhundert nicht abreißende Kritik an den Hörigkeiten einer verbürokratisierten und vermassten Arbeitsgesellschaft nun reflexiv und ‚produktiv‘ gewendet zu einem enormen Modernisierungs- und Rationalisierungspotenzial der kapitalistischen Gesellschaft wird, aus dem heraus sie neue, normative Anforderungen ans Humankapital schöpft und legitimiert, welche sich nicht nur in einer allgemeinen Effizienzsteigerung bei gleichzeitiger Erhöhung des auf den Individuen lastenden Drucks niederschlägt, sondern insbesondere auch in neuen sozialen Ungleichheiten und Spaltungen zum Ausdruck bringt. Mehr noch: In dieser sozialkritischen Rekonstruktion der produktiven Wendung der Künstlerkritik am Kapitalismus zur Radikalisierung seiner Marktlogik erscheint die aktuelle Dynamik fortgeschrittener Industriegesellschaften wie ein Rückschritt gegenüber den in langfristigen kollektiven Lern- und Aushandlungsprozessen gewonnenen historischen Errungenschaften und Kompromissen. Die von der Künstlerkritik erhobene Anklage gegen die wohlfahrtsstaatlich befriedete kapitalistische Lohngesellschaft und die damit einhergehende Domestizierung und Disziplinierung des ‚freien‘ Individuums wird hier zur Rechtfertigung eines schrittweisen Abbaus rechtlicher Garantien und sozialer Sicherungen des Status des ‚Erwerbstätigen‘ instrumentalisiert, bei dem Freisetzung aus kollektiven Schutzräumen als Freiheit missverstanden wird.

That's left: Ungleichheit der Lebenschancen und Erneuerung der Sozialkritik

Die zeitgenössische Gesellschaftsdiagnose und -kritik hat es demnach künftig immer mehr mit neuen Verwundbarkeiten „nach den Sicherungen“ (Castel 2003) zu tun, die alle jene in ihrer Existenz bedrohen, die nicht über das Privileg verfügen, sich den zur allgemeinen Norm erhobenen Anspruch auf selbstverantwortliche Lebensführung materiell leisten und ihn lebenspraktisch einlösen zu können. Wie Castel richtigerweise unterstreicht, bedarf es des Eigentums als materieller Möglichkeitsbedingung autonomer Lebensplanung und Lebensführung, um sich selbst ‚eigen‘ nennen zu können. Dort, wo Privateigentum in ausreichendem Maße vorhanden, oft schon von Geburt an ohne weiteres Verdienst in die Wiege gelegt, ist dies kein Problem. Wo aber Menschen nur über ihre Arbeitskraft verfügen, um sie auf dem Markt gegen Subsistenzmittel einzutauschen, dort herrscht eine fundamentale Prekarität, Unsicherheit und Verwundbarkeit. Nun haben unsere kapitalistischen Gesell-

schaften in einem langwierigen Lernprozess Formen der sozialen Sicherung hervorgebracht, die gegen die Standardrisiken der Erwerbsarbeit, d.h. vor allem Invalidität, Alter, Krankheit und Arbeitslosigkeit, ein Mindestmaß an kollektivem Schutz gewähren und eine Art „Sozialeigentum“, wie Castel es treffend nennt, fest institutionalisiert haben. Dieser enorme Fortschritt hin zu einer Anerkennung und Garantie universeller sozialer Teilhaberechte ging einher mit einer Art nachholenden Individualisierung bei den unteren Gesellschaftsschichten, deren sozialer Habitus mehr oder minder deutliche Zeichen einer Ver-(klein)bürgerlichung aufweist. Mit diesem langfristigen Transformationsprozess einher gingen aber auch Auflösungen traditioneller Sozial- und Solidarformen – von der Familie und der erweiterten Verwandtschaft, über Nachbarschaft und Gemeinde, bis hin zu gewerkschaftlichen und politischen Organisationsformen, die in ihren unterschiedlichen Kombinationen das widerspiegelten, was man noch in den Zeiten des Wirtschaftswunders der ‚Arbeiterkultur‘ zurechnete. Auch diese Formen der Vergesellschaftung in den Volksklassen haben im Zuge der Individualisierung alltäglicher Lebensformen und Verhaltensmuster eine rasche und nachhaltige Erosion erfahren und auf dem Wege vom traditionellen zum traditionslosen Arbeitnehmer sind viele der gemeinschaftlichen Ressourcen an Schutz und Solidarität – wohl unwiederbringlich – verschwunden. Hier liegt das radikal Neue der sich abzeichnenden ‚neuen‘ sozialen Frage: Der schrittweise Abbau sozialer Sicherungen und der Rückzug des Staates aus der Verantwortung für eine solidarische Daseinsvorsorge trifft nunmehr hochgradig individualisierte Individuen, die dem kalten Wind einer radikalen Marktvergesellschaftung schutzlos ausgeliefert sind, weil ihr Habitus nun ganz grundlegend durch die schrittweise Gewöhnung an ein Mindestmaß an Schutz vor den Unwägbarkeiten des Alltags in der kapitalistischen Wettbewerbsgesellschaft geprägt ist, eine Gesellschaft, die dazu übergeht, nur noch sehr begrenzt solidarische Haftung für ihre Mitglieder zu übernehmen.

Der Gesellschaftskritik an den Widersprüchen des fortgeschrittenen Kapitalismus geht also nicht die Arbeit aus, nur muss sie sich diesen Gegenstand jetzt in (selbst-)reflexiver Weise neu aneignen, d.h. hierbei stets den eigenen Anteil an der Hervorbringung und Durchsetzung neuer gesellschaftlicher Diskurse und Dispositive der Regulierung und Legitimation spätkapitalistischer Verhältnisse im Auge behalten und in deren kritische Objektivierung mit einbeziehen.

Literatur

- Boltanski, Luc/Eve Chiapello 2003: *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
 Castel, Robert 2000: *Die Metamorphose der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz.
 Castel, Robert 2003: *L'insécurité sociale*. Paris.
 Schultheis, Franz 2003: Der Soziologe, der Arzt und die Diagnose alltäglichen Leidens in der neoliberalen Marktgesellschaft. In: *Primary Care*, Jg. 4, H. 5, S. 64-70.
 Schultheis, Franz mit Barbara Bitting/Sabine Bühner/Patrick Kändler/Kristina Mau/Markus Nensel/Andreas Pfeuffer/Elke Scheib/Winfried Voggel 1996: Repräsentationen des sozialen Raums. Zur Kritik der soziologischen Urteilskraft. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Jg. 6, H. 1, S. 97-119.
 Schultheis, Franz /Louis Chauvel 2003: »Le sens d'une dénégation: L'oubli des classes sociales en Allemagne et en France«. In: *Mouvements*, N°26, mars-avril, S.17-26.
 Schultheis, Franz/Kristina Schulz (Hg.) 2005: *Gesellschaft mit begrenzter Haftung*. Konstanz.

Produktivkraft Kritik. Die Subsumtion der Subversion im neuen Kapitalismus

Tobias Künkler

„Kapitulation. (...) Die endgültige Unterwerfung.
 Die größte aller Niederlagen und gleichzeitig
 unser größter Triumph.“
 Aus dem ‚Manifest‘ von Tocotronic

In einem Zeitungsartikel vom 9. August 2007 lädt der Schriftsteller und Alt-68er Peter Schneider zu einem Gedankenexperiment ein, in dem der Leser sich einen 68er vorstellen solle, der Anfang der 70er Jahre in Schlaf gefallen sei und erst in unseren Tagen wieder aufwache. Dabei sieht Schneider die psychische Gesundheit seines imaginierten Genossen in Gefahr, denn dieser „werde von der Wahnidee heimgesucht, dass die Republik in den Jahren seiner ‚Abwesenheit‘ entschieden nach links verrutscht sei – aber irgendwie nach falsch links“ (Schneider 2007: 4). Wo immer der 68er seine lange geschlossenen Augen aufschlägt, er stößt überall „auf die Spuren von Ideen von 68“ (ebd.), jedoch seien diese „ganz anders realisiert worden, als sie gemeint gewesen seien“ (ebd.). Das Verstörende dabei sei, dass „der von ihm bemerkte kulturelle Ruck nach links (...) keineswegs das Ergebnis einer – von ihm verschlafenen – revolutionären Überwindung, sondern der Alleinherrschaft des Kapitalismus“ (ebd.) sei. Der Schläfer erwacht also in einen Albtraum hinein, in dem ein hemmungsloser Kapitalismus ohne Gegner sein Unwesen treibt. Was mit dem Schläfer weiter passiert, verrät Schneider nicht, doch es wäre nicht verwunderlich, wenn dieser sich der nostalgischen Resignation Schneiders anschliesse, der verlauten lässt: „Das Schöne an den Jahren der Revolte war doch, dass jeder jederzeit sagen konnte, wer die Guten und wer die Bösen sind. Damit scheint es vorbei zu sein.“ (Ebd.)

Schneiders Geschichte des Schläfers ist eine treffliche Allegorie auf den aktuellen Zustand der Gesellschafts- und Kapitalismuskritik. Wie Schneiders Schläfer reibt diese sich verwundert die Augen angesichts der alternativlosen Dominanz des Kapitalismus und fragt sich, ob sie die letzten drei Jahrzehnte verschlafen habe, schließlich scheint der Kapitalismus einen enormen Strukturwandel durchlaufen zu haben, während die Kritik grosso modo die gleiche geblieben ist (als hätte sie friedlich geschlummert). Und als wäre dies nicht schlimm genug: Sie entdeckt, wo immer sie hinschaut, Elemente der Kritik als Elemente des kapitalistischen Systems – nur ‚irgendwie falsch‘. Diese Selbsterkenntnis lässt sie erstarren, denn eine Kritik, die nicht mehr unterscheiden kann – in Gut oder Böse, Sein oder Schein, Subversion oder Subsumtion –, ist ihrer Identität beraubt und handlungs- wie entscheidungsunfähig: Sie ist paralysiert.

Im Folgenden soll versucht werden, den Schwierigkeiten und Aporien von Gesellschafts- und Kapitalismuskritik nachzugehen und diese in einen gesellschaftstheoretischen Rahmen zu stellen sowie ausgehend davon nach Möglichkeiten der Erneuerung dieser Kritik zu suchen. Dazu wird erstens auf die Studie *Der neue Geist des Kapitalismus* der fran-